

### **Rezension: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene: Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart**

Kaven, Carsten

Erstveröffentlichung / Primary Publication

Rezension / review

#### **Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:**

Kaven, C. (2018). *Rezension: Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene: Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart.*. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-55701-2>

#### **Nutzungsbedingungen:**

Dieser Text wird unter einer CC BY-NC-ND Lizenz (Namensnennung-Nicht-kommerziell-Keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

#### **Terms of use:**

This document is made available under a CC BY-NC-ND Licence (Attribution-Non Commercial-NoDerivatives). For more information see:  
<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0>

Hark, Sabine / Villa, Paula-Irene: Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld: transcript. ISBN: 978-3-8376-3653-6.

Die Geschehnisse in der „Kölner Silvesternacht“ 2015/16 – ein alkoholisierter Mob junger Männer verübte massenhaft sexuelle Übergriffe auf Frauen am Kölner Hauptbahnhof – haben in deutschen und internationalen Medien hohe Wellen geschlagen. Sabine Hark und Paula-Irene Villa greifen das Thema in ihrem Essay „Unterscheiden und herrschen“ auf, um den Umgang mit diesem Ereignis im politischen Diskurs zu untersuchen. Die Bedeutung des Ereignisses „Köln“ unterstreichen die Autorinnen dabei nachdrücklich: „Die Fluchtlinien der Debatten über den politischen Umgang mit Migration und Asyl (...) wurden in jener Silvesternacht jedenfalls unwiderruflich verschoben.“ (19f.)

Als gestandene Gendertheoretikerinnen interessieren sich die Autorinnen dabei besonders für eine schleichende Kontamination feministischen Denkens durch die Übernahme rassistischer Elemente. Dies geschieht etwa durch das Ansinnen, Frauen gegen muslimische/arabische Männer verteidigen zu müssen, die per se unfähig seien, das westliche Gebot der Geschlechtergleichheit ernst zu nehmen. Diese Entwicklung geht hin bis zu einem „Femonationalismus“, wie Hark/Villa ihn an Alice Schwarzer kritisieren, der sie ein eigenes Kapitel gewidmet haben. Gegen einen derart „toxischen Feminismus“ wenden sie sich mit eigenen Überlegungen, wie Differenzen auf eine nicht-totalisierende oder „versämtlichende“ Weise wahrgenommen und gestaltet werden können. Auch wenn diese Absicht lobenswert ist, scheint mir der Ansatz, wie ihn Hark/Villa in „Unterscheiden und herrschen“ vorstellen, nicht überzeugend zu sein. Im Folgenden möchte ich auf zwei meiner Ansicht nach gravierende Mängel eingehen: erstens kommt das zentrale Konzept einer „Dominanzkultur“ holzschnittartig und zu undifferenziert daher; zum zweiten gelingt es den Autorinnen nicht, die beteiligten Menschen der „Kölner Silvesternacht“ in ihrem historischen Gewordensein und ihrem aktuellen Handeln greifbar zu machen. Beide Mängel betreffen schließlich auch die politischen Folgerungen des Buches.

Zunächst zur „Dominanzkultur“ und den von ihr produzierten Differenzen. Hark/Villa ist es in ihrem Buch immens wichtig, sich unentwegt gegen einen (wie sie meinen) herrschenden „fundamentalistischen“, „versämtlichenden“, „essentialisierenden“ Diskurs abzugrenzen. Die Soße einer „Dominanzkultur“ wird dabei nicht nur über die gesamte Bundesrepublik vergossen, sondern sogar global: „Dass männliche Dominanzkultur indes keine Nebenwirkung von Migration, sondern

ebenso made in Germany wie in Marokko, Norwegen oder Indien ist, war so einmal mehr zu einer minorisierten Position geworden.“ (43) Dabei ist es schwer nachvollziehbar, dass der Diskurs, wie er in bundesdeutschen Medien zu finden ist, tatsächlich derart homogen sein soll, wie die Autorinnen es behaupten. Als Indiz braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, in welchem Umfang die Autorinnen Literatur zitieren, die ihre eigene Position stützt. Sie sind mit ihrer Sicht der Dinge also beileibe nicht allein. Eine Binnendifferenzierung ihrer „Dominanzkultur“ scheinen sie also nicht für angebracht zu halten. Man hat fast den Eindruck, als wenn im Weltbild von Hark/Villa die von ihnen kritisierte Vorstellung eines einheitlichen „Westens“ durch eine von ihnen mindestens ebenso einheitlich vorgestellte „Dominanzkultur“ abgelöst ist. Von daher verwundert es auch nicht, wenn sich die Autorinnen als in einem „Kulturkampf“ befindlich wähen: auf der einen Seite der reflexive Umgang mit Differenzen (durch die Guten), auf der anderen die Ontologisierung von Differenzen (durch die Bösen).

Immerhin unterstreichen die Autorinnen, dass sie Differenzen nicht per se als etwas Schlechtes ansehen; diese seien vielmehr konstitutiv für jeden sozialen Zusammenhalt. Differenzen würden erst dann zum Problem, wenn sie dazu verwendet werden, Herrschaftsverhältnisse und Ungleichheit zu legitimieren. Sie möchten dagegen einen anderen Weg einschlagen: „Worum es geht, ist, ein Ethos des Differenzierens zu entwickeln, das sich seiner Sozialität bewusst ist. Ein Ethos, das nicht so tun muss, als gäbe es sozial relevante Differenzen an und für sich, jenseits der sozialen Praxis.“ (22) Soweit kann man ihnen sicherlich zustimmen. Allerdings scheint es für die Autorinnen keinerlei Beziehung zu geben zwischen beobachtbaren Verhaltensweisen, Wertvorstellungen und Habitus bestimmter Menschengruppen und dem, was von einer vorgestellten Mehrheitsgesellschaft an Differenzen produziert wird. Die Differenzproduktion scheint in einem beziehungslosen Raum zu schweben und Menschen zwischen den Differenzen zu verschwinden.

In dieser Denkwelt wird stets die „Dominanzkultur“ zum Objekt der Kritik. Das, was sich ändern muss, ist die Art und Weise Differenzproduktion, was letztlich auch das politische Anliegen der Autorinnen ist. Menschen und ihre Verhaltensweisen, ihr Habitus, ihre kulturellen Muster sind damit aus dem Schneider. Eine Vorstellung von „sozial relevanten Differenzen an und für sich“ abzulehnen muss jedoch nicht bedeuten, Differenzen freischwebend von konkreten Menschengruppen und ihren Eigenarten zu denken. Die Ablehnung eines „an und für sich“ kann eben auch bedeuten, Handlungsmuster und Habitus in ihrer machtbestimmten Prozesshaftigkeit zu begreifen.

Dies leitet über zu meinem zweiten Kritikpunkt, der Stellung der Täter/Männer im konzeptionellen Rahmen von Hark/Villa. In Anlehnung an Christina Thürmer-Rohr sprechen sie von einer „verrotteten Gegenwart“, aus der Repräsentationsregimes und Differenzen emporsteigen. So auch nach der „Kölner Silversternacht“. Die Autorinnen vermeiden dabei peinlichst einen Blick auf das, was vor dieser Gegenwart liegt; auf die Geschichte der Täter, auf das was sie zu dem gemacht hat, was sie zu medialer Präsenz aufsteigen ließ. Mag sein, dass dies Thema für ein weiteres Buch wäre. Blendet man diese Dimension jedoch aus, liest sich der vorliegende Essay so, als gäbe es nur Opfer (Frauen als Objekt sexueller Übergriffe, „Nafris“ als Objekt essentialisierender Differenzzuschreibungen) und eine „Dominanzkultur“, die das alles zu verantworten hat.

Wie verhalten die Autorinnen sich zu den Tätern bzw. den Mitgliedern des Mobs? Hinsichtlich der Opfer stellen die Autorinnen zu Anfang klar, dass deren Stimme für sie zwar wichtig ist, sie mit ihrem Buch aber einen anderen Schwerpunkt setzen wollen. Interessant ist trotzdem, dass sie sich nicht näher mit der Gruppe beschäftigen, die ihrerseits quasi Opfer der hegemonialen Differenzbildung geworden ist. Erst auf Seite 55 kommen Hark/Villa das erste Mal auf die Täter zu sprechen. Immerhin konstatieren sie, dass moralische Forderungen auch an diese gerichtet werden können: „Gewalt nicht zu wählen, ist eine Entscheidung, die wir treffen können. Das gilt für alle.“ Eine solche Formulierung schmeckt jedoch nach Voluntarismus und frei entscheidenden Individuen.

Dabei muss man aber nicht stehenbleiben. Konzepte wie Subjektivierungsweisen und Habitusentwicklung lassen sich schließlich nicht nur auf den Hauptträger der „Dominanzkultur“ („weiß, männlich, cis-geschlechtlich, heterosexuell, able-bodied“, 25) anwenden, sondern auch auf alkoholisierte Männer südlicher Herkunft, die sich zu einem Mob zusammenfinden. Dies hat nichts mit einem „Kulturessentialismus“ zu tun, denn auch in diese Männer sind schließlich historische Prozesse und Machtverhältnisse eingeschrieben. Ein wirklich greifbares, lebendiges Bild der Täter liefern Hark/Villa also nicht. Mit einem solchen Blick wäre gerade keine „Kulturalisierung“ gemeint, keine „Essentialisierung“ oder „Ontologisierung“. In ihrer Sicht verschwinden die Täter als aktiv Handelnde entweder unter einer alles umfassenden „Dominanzkultur“; oder sie haben ganz abstrakt die Freiheit „Gewalt nicht zu wählen“, wobei zentrale Phänomene wie Habitus und Subjektivierungsweisen unsichtbar werden.

Was ist schließlich von den politischen Folgerungen des Buches zu halten? Im Jahr 2001 hat die tageszeitung einen Kongress unter das Motto gestellt: „Wie wollen wir leben?“ Es ging um Zielbilder gesellschaftlicher Transformationen und damit auch um

Menschen, die diese Transformationen anstoßen. Spiegelbildlich kann man die Frage stellen: „Was für Menschen wollen wir sein?“ Grenze ich dieses „wir“ nicht von vornherein ein, schließt die Frage Einheimische und Zugezogene, Etablierte und Außeneiter ein. Täter/Männer der „Kölner Silvesternacht“ werden damit nicht mehr zu bloßen Effekten hegemonialer Differenzproduktion, sondern befinden sich mit ihrem Habitus und der in sie eingeschriebenen Geschichte Mitten im Spiel der Gestaltung sozialen Wandels und gesellschaftlicher Transformation.

„Unterscheiden und herrschen“ beginnt mit einem Geleitwort Judith Butlers, welche das Verdienst des Buches folgendermaßen umreißt: „it also opens the path toward building a society in which the open engagement with difference is the hope for the future.“ Es geht also um gesellschaftlichen Wandel in einer ganz bestimmten Richtung; nur: wie kann man „building a society“ sinnvoll denken ohne auch über „building of people/humans/subjects“ nachzudenken? Und was bedeutet diese Frage für „unser“ Verhältnis zu Menschen, die sich so benehmen wie einige zu Silvester 2015/16 in Köln? Diese Frage stellen sich die Autorinnen leider nicht.